

EICHHOFF-CYRUS, KARIN & HOBERG, RUDOLF. (Hrsg.). (2000). *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* (Thema Deutsch, Bd. 1). Mannheim: Dudenverlag. ISBN 3-411-70601-5. 344 Seiten, € 25,-.

Mit diesem Band soll die neue Reihe *Thema Deutsch* vorgestellt werden, die Matthias Wermke, Rudolf Hoberg und Karin Eichhoff-Cyrus im Auftrage der Wiesbadener Gesellschaft für deutsche Sprache und des Dudenverlages herausgeben. Inzwischen sind außer dem hier zu diskutierenden Band, der die Nummer 1 dieser neuen Reihe darstellt, ein weiterer Band herausgekommen (Band 2: *Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung*, ISBN 3-411-70581-7), und Band 3: *Deutsch - Englisch - Europäisch* (ISBN 3-411-71781-5) erscheint im Herbst 2002. Mit allen Titeln hat die Gesellschaft für deutsche Sprache nicht nur aktuelle und auch die Laien interessierende Themen aufgegriffen, die besonders im ersten Band überdies auch noch hochbrisant sind. Eine der wichtigen Fragen, die in diesem Werk behandelt werden, ist nämlich die, ob der Einfluss des Englischen auf das Deutsche wirklich so groß ist, wie fast radikal zu nennende Gruppen wie der Verein für deutsche Sprache behaupten? Bedeutet der Einfluss einen Sprachverfall und damit einen Kulturverfall?

Ob die Entwicklung des Deutschen, wie sie sich zum Wechsel der Jahrtausende abzeichnet, als negativ oder positiv zu beurteilen ist, wird in fünf großen Blöcken besprochen: 1. Standardsprache und Varietäten, 2. Sprache und Öffentlichkeit, 3. Geschlechtergerechte Sprachverwendung, 4. Deutsch in Ost und West, 5. Sprachkritik und Sprachpflege. Es werden Statistiken vorgelegt, empirische Studien und theoretische Überlegungen dazu angestellt, wer wo Deutsch spricht, wer es wie verwendet und wohin es einmal führen wird.

Wichtig ist der wiederholte Hinweis, dass es das subjektive Empfinden der/s Einzelnen über den vermeintlichen und kontinuierlichen Sprachverfall ist, wenn man die Hauptsatzstellung nach *weil* glaubt häufiger als früher zu hören. Sprachen haben sich zu allen Zeiten verändert (sonst sprächen wir immer noch ‚Indoeuropäisch‘) und entwickelt, und vermutlich hat es wie heute auch zu allen Zeiten Menschen gegeben, die sich über die eine oder andere Veränderung erregt haben, weil sie sie als Verschlechterung empfunden haben. In den meisten Fällen werden sprachliche Veränderungen durch sprachexterne Veränderungen, Entwicklungen und Notwendigkeiten (eine neue Sache muss mit einem neuen Wort bezeichnet werden!) ausgelöst, und die Sprachgemeinschaft entscheidet durch Gebrauch oder Nichtgebrauch über den Verbleib eines Wortes im Sprachschatz. Derzeit sind eben die Massenmedien führende Worterfindungsmaschinen bzw. sie verbreiten neu erfundene Wörter. Dass keineswegs alle neuen Wörter Unwörter, sondern vielfach auch eine Bereicherung des Wortschatzes sind, wird viel zu selten wahr genommen.

Aus dem ersten großen Block ist sicher die Diskussion um die Periodisierung unserer derzeitigen Sprache hervorzuheben: Neben die üblichen Periodenbezeichnungen Alt-, Mittel-, Frühneuhoch- und Neuhochdeutsch wird eine weitere Epoche ab etwa 1950 gesehen, für die unterschiedliche Bezeichnungen vorgeschlagen worden sind: Gegenwartssprache/-deutsch, Neuneuhochdeutsch oder Spätneuhochdeutsch. Der Autor Jochen Bär (von der Gesellschaft für deutsche Sprache) bevorzugt ‚E-Hochdeutsch‘ (Ehd.). ‚E‘ kann stehen für egalitär,

engagiert, emanzipiert, elektronisch, europäisch, eben und nicht zuletzt Englisch. Nicht gemeint sei jedoch „Endhochdeutsch“, weil sich alle darüber einig seien, dass Deutsch nicht ausstirbt, es entwickelt sich eben weiter.

Die Entwicklungen und Veränderungen in einer Sprache betreffen aber natürlich nicht nur Einzelexeme, sondern auch die größeren Einheiten wie Sätze (z.B. die eben erwähnte Hauptsatzstellung nach *weil*, die es aber ‚früher‘ auch schon gegeben hat) und Texte. So beschreibt Karin Eichhoff-Cyrus einige Entwicklungen im Bereich der Textsorten (z.B. Anredekonventionen in Briefen) bzw. das Entstehen gänzlich neuer Textsorten (e-mails, Werbe- und Medientexte), für die eine Sprachgemeinschaft erst Textmusterkonventionen herausbilden muss. Deshalb ist eine Typologisierung derzeit kaum möglich und bleibt notwendigerweise auf einer rein deskriptiven Ebene.

Jürgen Eichhoff ist sich in seinem Beitrag zu Dialekten allerdings sicher, dass diese auf Dauer verschwinden werden und regionalen Varianten der Umgangssprache weichen werden. In dem gleichen Maße, wie Bedeutung und Verbreitung von Dialekten schwindet, wird die Bewertung und Notwendigkeit von Fachsprachen steigen. Hans-R. Fluck betont, dass Fachsprachen auch immer mehr im nichtöffentlichen Leben Einzug halten, z.B. wenn wir elektronisch von zu Hause unsere Überweisungen erledigen.

Zum Abschluss des ersten Blocks beruhigt Eva Neuland die Lesenden, dass es die „verderbte Jugendsprache“ nicht erst seit einigen wenigen Jahren gibt, sondern dass es eigentlich fast immer ein sprachliches Nichtverstehen zwischen den Generationen gegeben hat und zwar nicht nur in Deutschland, sondern praktisch überall da, wo Jugendliche sich wenigstens sprachlich vom Lager der Erwachsenen abzugrenzen versuchen. Übrigens kreierte jede Generation ihre eigenen jugendsprachlichen Ausdrücke, die nicht an die nächste Jugendgeneration weiter gereicht werden (weiß noch jemand, was *toff* war und wann? B.H.). Außerdem sollte man eigentlich nicht über *die* Jugendsprache reden, sondern über Jugendsprachen, da meist Kleingruppen sich eigene Varianten kreieren. Ins Blickfeld gerückt ist das Phänomen Jugendsprache erst, seitdem es medial aufbereitet wird. Wichtig scheint mir abschließend Neulands Feststellung, dass sich im Laufe der Zeit allerdings gewisse Stile abgrenzen lassen: Die jugendsprachlichen Varianten der 60er und 70er Jahre hatten eine stark gesellschaftskritische und politische Ausprägung, die sich in den heutigen von Freizeitkultur geprägten Jugendsprachen nicht mehr nachweisen lässt.

Der zweite Block des Bandes wird eröffnet mit einem kurzen Beitrag von Bundesinnenminister Otto Schily, in dem er einerseits auf die Verantwortung der Politik der Sprache gegenüber (z.B. Sprachverschleiß durch inflationären Gebrauch von Worthülsen, viel reden und nichts sagen) eingeht, andererseits die Verdienste von *Ghostwritern* preist (leider ist dem Beitrag nicht zu entnehmen, ob Schily ihn selbst geschrieben hat). Georg Stötzel veranschaulicht den Wandel im öffentlichen Sprachgebrauch sei 1945 anhand des Wortes ‚Ehe‘. Der Titel von Ernst Elitz’ (Intendant des DeutschlandRadios) programmatischem Aufsatz *Sprache in den Medien - die Wortverdreher GmbH* sagt eigentlich schon alles; man sollte allerdings gerechterweise darauf hinweisen, dass man wie bei der Jugendsprache auch hier nicht von *der* Mediensprache sprechen kann. Sowohl bei den Druckmedien als auch bei

der Sprache derer, die da im Fernsehen sprechen, gibt es unendlich viele Varianten, die in ihrer Aussagekraft, Bildhaftigkeit und Komplexität Welten auseinander liegen. Elitz hat für sich jedoch festgestellt, dass man früher Journalist (sic!) wurde, um die Welt zu verändern, heute, um sie (bloß noch) zu beschreiben. Diese verschobene Rolle (Vermittlung von Sachverhalten und nicht mehr sprachschöpferisches Kritisieren) geht seines Erachtens natürlich auch mit einer veränderten Sprachverwendung einher. Elitz glaubt, dies geschehe, weil Journalisten andernfalls mangels Nachfrage von der journalistischen Bühne verschwinden. Er warnt aber auch vor der Macht der Sprache, die u.a. von der Politik geschaffen und von den Medien aufgenommen und verbreitet wird, doch die Wahrnehmung beeinflussen kann, und er veranschaulicht dies am Beispiel des Wortes ‚Freisetzung‘ für ‚Entlassung‘. Armin Conrad zeigt an einem Erlebnisbericht (er musste nach Jahren anderer Tätigkeit einen Radiobericht schreiben und hatte beträchtliche Schwierigkeiten, weil er mit seinen Formulierungen nicht einverstanden war), wie sehr sich Fernsehtext funktionell und qualitativ von Sprache entfernt hat.

Marlis Hellingers stellt in ihrem Beitrag, der den dritten Block eröffnet, fest, dass die große Variationsbreite im Bereich deutscher Personenbezeichnungen anzeigt, dass die Sprache sich in Richtung geschlechtsinklusive oder -neutraler Verwendung verändert bzw. entwickelt. Sie betont, dass dies insbesondere ein Ergebnis aktiver Sprachpolitik ist. In dem vorliegenden Beitrag untersucht sie Strategien, die verwendet werden, um den herkömmlichen Sprachgebrauch (also den diskriminierenden) zu verteidigen bzw. den geschlechterneutralen zu diskreditieren: Übergeneralisierung („die Grüninnen und Grünen“) oder Marginalisierung, die ganz klar die Reformvorschläge lächerlich machen sollen, Ignorieren der Funktion von Sprache als Instrument gesellschaftlichen Handelns („Die Sprachtradition sieht nun einmal vor, dass ‚die Bürger‘ oder ‚die Wähler‘ alle sind, ausnahmslos und geschlechtslos.“ - womit sich der Produzent/die Produzentin dieses Satzes selbstverständlich überdies als geschichtslos entlarvt, B.H.), Umkehrung der Definition von sexistischem Sprachgebrauch („...die Diskriminierung der Frau schlicht durch eine solche des Mannes ersetzt.“), Metaphorisierung („verordnete offizielle Kampfsprache“, „Missbrauch der Sprache“). Abschließend verbindet sie die Diskussionen um geschlechtergerechte Sprachverwendung mit der Debatte über politische Korrektheit.

Margot Dietrich zeigt am Beispiel des Vergleichs der Verfassungen des Landes Niedersachsen von 1951 und 1993, wie sprachliche Gleichbehandlung umgesetzt werden kann.

Bettina Stuckard berichtet von einer Studie, in der sie u.a. die sprachliche Gleich- bzw. Ungleichbehandlung von Frauen und Männern untersucht hat, und wie eigentlich nicht anders zu erwarten, kommt sie zu ernüchternden Ergebnissen, dass auch Zeitschriften für die „intelligente und engagierte Frau“ wie die *Brigitte* sprachlich noch auf einem konservativen Stand sind. (Leider gibt Stuckard nur statistische Daten und keine Beispiele.) Außerdem befragte Stuckard die ZeitschriftenmacherInnen von Frauenzeitschriften nach ihrem Sprachverwendungsbewusstsein in bezug auf sprachliche Geschlechtergerechtigkeit und fand - bis auf die Redaktionen feministischer Zeitschriften - zwischen deren Selbstbild und ihrer tatsächlichen Sprachverwendung große Unterschiede heraus. Sie glaubten sehr viel besser zu sein, als sie tatsächlich waren.

Manfred Hellmann stellt im ersten Beitrag des vierten Blocks die These auf, dass die sprachliche Divergenz, die sich durch die deutsche Teilung ergeben hat, in erster Linie lexikalischer Natur sei. Zum Glück relativiert er dieses etwas einfache (und m.E. auch falsche) Bild, indem er darauf verweist, dass sich auch Wortgebrauch, Stil und Phraseologie unterscheiden bzw. dass manche Differenzen erst nach der Vereinigung deutlich wurden. Er diskutiert verschiedene Modelle zur theoretischen Darstellung und Erklärung der Unterschiede (Zweisprachigkeitsmodell, Dreisprachigkeitsmodell, Modell der inneren Dreisprachigkeit, Registermodell).

Horst Schlosser listet in seinem Aufsatz zur Sprachkritik einige unterhaltsame (aber immer gesellschaftspolitisch entlarvende) Beispiele für ‚Unworte‘ auf und erinnert uns daran, dass es meist nicht die Wörter sind, die uns verärgern, sondern die Sachverhalte, die diese Wörter bezeichnen, vgl. *Peanuts*. Weiters betont er, dass er eigentlich keine Sprachkritik, sondern Sprecherkritik betreibt, weil er den unüberlegten und teilweise gefährlichen Sprachgebrauch anprangert.

Mit nur einigen Verweisen auf ostdeutsche Sprachverwendung hätte sein Beitrag auch gut in den fünften und letzten Block hinein gepasst, den jetzt Rudolf Hoberg mit seiner Überzeugung beginnt, dass wir nicht in absehbarer Zeit Denglish oder Germeng sprechen werden. Dabei verweist er darauf, dass es für das Deutsche und seine Stellung innerhalb Europas wichtig wäre, neben dem Englischen als lingua franca seine Position als häufig gelernte Fremdsprache zu behaupten. Für relevant halte ich auch seinen Hinweis, dass die Zahl der englischen Wörter im Deutschen im Verhältnis zum gesamten Wortschatz und im Vergleich zu anderen Fremd- und Lehnwörtern gering ist. Außerdem macht er uns darauf aufmerksam, dass es gar nicht das gut sichtbare Lexem ist, das dem Deutschen Schaden zufügen könnte, sondern der latente Einfluss, der sich in morphologischen oder syntaktischen Veränderungen („Ich bin in die Stadt gefahren heute Morgen.“) oder Bedeutungsverschiebungen („realisieren“) niederschlägt. Hier erweisen sich meist Sprachen allerdings als recht resistent.

Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat es sich - wie auch das Institut für deutsche Sprache in Mannheim - zur Aufgabe gemacht, sprachwissenschaftliche Themen nicht nur für einschlägig professionell Ausgerichtete zu behandeln, sondern auch für linguistisch unbedarfte Menschen. Deshalb finde ich dieses Thema in dieser Reihe so wichtig. Denn in der deutschen Öffentlichkeit wird der Einfluss des Englischen auf das Deutsche oft so behandelt, als führe er schnurstracks in den Untergang des ‚deutschen Wesens‘. Mit diesen meist auf unsachlichen Argumenten basierenden Urteilen räumen die Beiträge des Bandes auf. Selbstverständlich darf man die Lage nicht verfälschen - es gibt einiges Englisch im Deutschen - aber erstens sind es die Menschen, die sich des Englischen oft sehr begeistert befleißigen, in der Annahme, es sei sehr cool und verkaufs-, image- oder kommunikationsfördernd. Und die Sprachteilhaber entschieden schon immer darüber, ob Sprache sich wandelt oder nicht, daran können auch Vereine zur Wahrung eines bestimmten Zustandes einer Sprache nicht viel ändern. Zweitens kann man argumentieren, dass unter diesem bunten Sprachenmix das Englische eigentlich viel mehr leidet.

Aus dem Deutschen wird allenfalls - wenn man es einmal konsequent pessimistisch weiter denken möchte - ein ganz normales Pidgin, weil recht viele Leute, die das Englische gerne und oft in ihren deutschen Auslassungen benutzen, eben dieses Englische schlichtweg falsch verwenden und sich nicht nur in den Ohren von *English native speakers* einfach nur lächerlich machen.

Was der/die Einzelne ‚dagegen‘ unternehmen kann? Ganz einfach: Englisch benutzen, wenn man Englisch redet, und Deutsch, [1] wenn man Deutsch redet.

Ein in weiten Teilen sehr spannendes Buch.

BRITTA HUFEISEN

(Technische Universität Darmstadt)

ANMERKUNGEN

1. Die Entscheidung, ob "Portemonnaie" als fremd oder Deutsch, ob "e-mail" als fremd oder Deutsch, ob "Mauer" als fremd oder Deutsch empfunden wird, fällt dann jede/r selbst.

[\[Zurück zum Text\]](#)

Copyright © 2002 Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht

EICHHOFF-CYRUS, KARIN & HOBERG, RUDOLF. (Hrsg.). (2000). *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* (Thema Deutsch, Bd. 1). Mannheim: Dudenverlag. Rezensiert von Britta Hufeisen.

Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht [Online], 7(1), 2002. Available: http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg_07_1/beitrag/eichhoffcyrus.htm

[Zurück zur [Leitseite](#) der Nummer im Archiv]